LMU LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN

EVANGELISCHE UNIVERSITÄTSKIRCHE ST. MARKUS

UNIVERSITÄTS-GOTTESDIENSTE **MISSION**

Sommersemester 2025

PREDIGTEN

Universitätsgottesdienste, SoSe 25
MISSION

EVANGELISCHE UNIVERSITÄTSKIRCHE **ST. MARKUS**

Völker-Mission
Matthäus 28,16–20

Prof. Dr. Christian Albrecht
Kantate, 18.05.2025

Aber die elf Jünger gingen nach Galiläa auf den Berg, wohin Jesus sie beschieden hatte. Und als sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; einige aber zweifelten. Und Jesus trat herzu, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker: Taufet sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Die Geschichte von Jesus, der zum Christus wurde, war eigentlich schon zu Ende erzählt in den letzten Sätzen des Matthäusevangeliums, als der Engel den Frauen am Grab erklärt, dass der Gekreuzigte auferstanden ist. Die Geschichte von Jesus, in dem Gott sich zeigte, hat ihre eigene, anrührende Evidenz für diejenigen, die dabei waren und für diejenigen, die sie heute hören. Aber den Redaktoren reichte das nicht. Soll das alles gewesen sein? Es musste noch ein Paukenschlag dran an den Schluss, mit Beethovenscher Wucht. Alle, alle sollen sie christlich werden. Alle Völker, die Ägypter und die Assyrer, die Griechen und die Grönländer, die Norweger und die Niederländer, die Schwaben und die Altbayern. Alle, alle sollen nach unserer Façon selig werden. Ja, sie müssen es geradezu, wenn sie gut und richtig leben wollen. Nicht nur, weil die Geschichte so schön und so rührend ist, sondern weil sie so wahr ist, dass alle von dieser Wahrheit überzeugt sein müssen. Und so legten sie Jesus in den Mund, was wir heute Missionsbefehl nennen und als Predigttext gehört haben.
Sie übertrieben natürlich, die Redaktoren. Aber sie gaben einer Stimmung Ausdruck, die in ihrer Umgebung weit verbreitet war. Und sie hatten ja recht und sie meinten es gut. Sie waren beseelt von dem Gedanken, dass der in Christus sichtbar gewordene Segen universal gilt: Gott privilegiert

keine einzelnen Gruppen zuungunsten anderer. Alle Menschen und Völker sind auf gleiche Weise wertvoll und haben Zugang zu Gott in Christus. Das muss allen bekannt gemacht werden, diese gute Nachricht, und sie muss doch alle überzeugen!

Was daraus wurde, war bekanntlich ein Riesenerfolg und zugleich eine Riesenkatastrophe, je nachdem, wie man den Blick einstellt. Das Christentum löste sich in kürzester Zeit und höchst wirkungsvoll aus den Schranken einer jüdischen Sekte und wurde eine Weltreligion, ja: es wurde die heute weltweit am meisten verbreitete Religion. Aber diese unter den Aposteln begonnene und bis heute andauernde Ausdehnung hatte ihre Schattenseiten. Zu ihnen zählt die immer wieder auftauchende enge Verquickung der Mission mit Kolonialismus, Gewalt, Unterdrückung und Zwang. Diese Schattenseiten der Überzeugungsmission verstören und beschämen, gerade in ihrer Selbstwidersprüchlichkeit: wie kann man jemanden mit Zwang in die Freiheit Christi führen wollen? Das Christentum hat daraus gelernt, insbesondere in den westlichen Gesellschaften und vor allem seit den 1970er Jahren. Es gibt kaum eine Missionsgesellschaft mehr, die nicht heute in ihrem Namen das Wort Mission ergänzt hat durch Begriffe wie „Dialog“, „Ökumene“, „Solidarität“ oder „Eine Welt“, und was sie leisten wollen, ist Partnerschaftsarbeit und Entwicklungsarbeit.

Aber diese Kurskorrektur ist kein Anlass, sich beruhigt zurückzulehnen und heimlich daran zu entzücken, dass man in den letzten zwei Generationen ja alles richtiggestellt hätte, was in den knapp zwei Jahrtausenden davor falsch gelaufen ist. Das wäre gleich nochmals überheblich selbstgerecht.

Diese Kurskorrektur mit all ihren richtigen Einsichten und Veränderungen könnte vielmehr ein Anlass sein, einmal darüber nachzudenken, was eigentlich das Problem war, das mit dem Missionsbefehl in die Welt kam und das vorher so nicht da war. Was war schwierig an der Haltung, an dem Habitus, an den Handlungskonsequenzen, die aus dem Missionsbefehl folgten? Es ist die Problematik, zu wissen, was für andere gut ist – besser, als sie es selbst wissen. Das ist der Konstruktionsfehler am Missionsbefehl.

Und dieser Konstruktionsfehler ist nicht aus der Welt, nur weil die Missionsgesellschaften sich in den letzten 50 Jahren besonnen haben.
Den Habitus, zu wissen, was für andere gut ist, besser als sie es selbst wissen, findet sich ja unverändert, einschließlich der Problematik, dass dieses Besserwissen natürlich gut gemeint ist und besten Absichten folgt. Es gibt ja so etwas wie eine säkular gewordene Mission, die von Selbstzweifeln weit entfernt ist, weiter entfernt als die Selbstkritik der christlichen Mission in den letzten 50 Jahren. Und es gibt diesen Habitus einer säkular gewordenen, unerschütterlich selbstgewissen Mission in unserer Gegenwartsgesellschaft weit verbreitet, vielleicht so weit wie noch nie. Denn natürlich gibt es in unserer Gesellschaft, bei aller beklagten Zersplitterung, doch einige sehr breit geteilte Konsense über das, was richtig ist, und vor allem: was für alle richtig ist, auch in anderen Gesellschaften.
Ich gebe ein einziges, winziges Beispiel: natürlich sind wir weit überwiegend fest überzeugt davon, dass Männer und Frauen gleiche Rechte haben. Wir glauben, dass das wahr und richtig ist und dass das nicht nur in Mitteleuropa gelten sollte, sondern überall auf der Welt. Natürlich glauben wir, dass es richtig wäre, wenn Frauen in Afghanistan auf Schulen und Universitäten gehen dürften, dass es richtig ist, dass Frauen in Saudi-Arabien endlich Autos steuern und alleine in Hotels übernachten dürfen und natürlich finden wir es skandalös, dass junge Mädchen im Jemen in hoher Zahl zwangsverheiratet werden mit wesentlich älteren Männern. Wir sind fest überzeugt davon, dass es diesen Gesellschaften und den Menschen in ihnen besser gehen würde, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung von Mann und Frau, von dem wir zutiefst überzeugt sind, sich auch dort durchsetzen würde. Denn das ist nun mal ein universaler Grundsatz.
Ich will die Richtigkeit dieses Grundsatzes nicht infrage stellen, keinesfalls. Wahrscheinlich gibt es niemanden hier im Raum heute Morgen, der anderer Meinung wäre, und ich auch nicht. Aber das genau ist der Kern des Problems, um das es mir heute Morgen geht. Es gibt humane und liberale Grundsätze, von denen wir denken, dass sie für alle Menschen gelten, ja:

dass alle Menschen in allen Gesellschaften besser und richtiger leben würden, wenn sie sich an diese Grundsätze hielten. Und von dieser Überzeugung, dass diese Grundsätze universale Bedeutung haben, lassen wir uns auch dadurch nicht abbringen, dass wir feststellen müssen: andere Menschen, andere Gesellschaften leben in einer Weise, die diesen Grundsätzen widerspricht, und sie tun das nicht deswegen, weil sie von unseren guten, universalen Grundsätzen noch nichts gehört hätten, sondern weil sie nach ihrer Meinung eigentlich auch ohne diese Grundsätze ganz gut leben oder sogar: weil sie diese Grundsätze falsch finden. Uns irritiert das in den seltensten Fällen. Üblicherweise halten wir genau dann umso unbeirrter an diesen Grundsätzen fest und vor allem an unserer Überzeugung, dass sie universal gelten, für alle Völker.

Man könnte zahlreiche Beispiele für solche universalen Grundsätze finden. Es gibt sie im gesellschaftlichen Bereich: Grundsätze, von deren Richtigkeit wir so überzeugt sind, die uns so heilig und unantastbar sind, dass wir glauben, sie gelten für alle Menschen zu allen Zeiten. Manchmal gibt es das Phänomen auch im Bereich privater Kommunikation. Man muss ja nur an die vielen Debatten um Ernährungsgewohnheiten denken, die nicht nur mit Leidenschaft geführt werden, sondern auch mit Universalitätsanspruch: Ich weiß, was für dich und die Welt und alle Kreatur besser wäre.

Noch einmal: ich will mit keiner Silbe die Richtigkeit dieser Grundsätze anzweifeln. Natürlich sollten Mann und Frau gleichberechtigt sein, überall auf der Welt. Natürlich sind Gesellschaften humaner, wenn sie demokratisch, liberal und rechtsstaatlich organisiert sind, überall auf der Welt. Natürlich ginge es aller Welt besser, wenn man nicht hemmungslos Tiere aufzöge, schlachtete und äße. Natürlich ist das alles immer und überall richtig. Aber genau das ist das Problem.

Wir haben, als Gesellschaft und auch als einzelne Menschen, Grundsätze, die uns so heilig sind, dass wir darüber nicht nur nicht mit uns diskutieren lassen, sondern mehr noch: wir sind der Auffassung, dass sie für alle gelten. Da geht es uns nicht anders als den Redaktoren des Matthäusevange-

liums oder den christlichen Missionaren im römischen Reich oder den frühneuzeitlichen Missionaren im spanischen Kolonialreich oder den Missionaren im Afrika des 19. Jahrhunderts: Sie hatten, wie wir, Grundsätze die ihnen so heilig waren, dass sie darüber nicht nur nicht diskutieren lassen wollten, sondern die sie für alle Menschen durchsetzen wollten. Und warum das ein Problem ist, zeigt deren Geschichte. Universale Grundsätze tragen den Keim in sich, im Gestus des Besserwissens vorgetragen zu werden, im Gestus unerschütterlicher Überlegenheit, und notfalls mit mehr oder weniger sanftem Zwang durchgesetzt werden zu wollen. Und das wird, gerade wenn es sich um humane oder liberale Grundsätze handelt, schnell selbstwidersprüchlich.

Aber natürlich spricht das nicht gegen die Richtigkeit der Grundsätze und es heißt nicht, dass wir deswegen diese Grundsätze aufgeben sollten. Das können wir ja gerade nicht, und das wollen wir auch nicht. Die Frage ist eine andere: wie kann man an dem universalen Geltungsanspruch von Grundsätzen festhalten, obwohl man weiß und bestenfalls respektiert, dass diese Grundsätze nicht von allen geteilt werden, für die sie gedacht sind?

Das ist eine enorme Aufgabe, nicht nur für das Funktionieren von Gesellschaften, sondern auch im Feld privater Kommunikation. Wie kann ich an Grundsätzen festhalten, die ich nicht nur für mich, sondern für alle bedeutsam halte, obwohl ich weiß, dass diesen anderen diese Grundsätze nichts bedeuten oder sie sie sogar ablehnen? Anders gefragt: wie kann ich am allgemeinen Geltungsanspruch von Überzeugungen, die mir heilig sind, festhalten, ohne deswegen andere gewaltsam in ihr Glück zu zwingen? Das gleiche noch mal anders gefragt: was passiert, wenn in Diskussionen die üblichen Konfliktvermeidungsstrategien, zum Beispiel: „das kann man so sehen oder auch anders“, nicht mehr funktionieren, weil ich in der speziellen Frage gerade nicht der Ansicht bin, dass man es auch anders sehen kann und davon auch keinen Millimeter abweiche?

Als die Missionsgesellschaften ab den 1970er Jahren merkten, dass der Preis, den das Christentum für die Durchsetzung seiner universalen

Ansprüche gezahlt hatte, hoch war, weil die selbstwidersprüchlichen Schattenseiten der Mission immer deutlicher wurden und immer beklemmender erschienen, haben sie sich genau mit diese Problem auseinandergesetzt: wie können wir am universalen Geltungsanspruch unserer Grundsätze so festhalten, dass wir gleichzeitig respektieren, dass andere unsere Grundsätze nicht teilen?

Vielleicht liegen im Blick auf die beschriebenen Probleme gesellschaftlicher und privater säkularer Mission ähnliche Lernaufgaben vor uns. Und wenn man die bewältigen will, in Treue zu den eigenen Grundsätzen und dabei trotzdem nicht überheblich, dann führen uns vielleicht drei gedankliche Schritte dort hinein.

Der erste Schritt wäre eine kritische Selbstbefragung. Ich lasse einmal für einen Moment meine Überzeugung von der unerschütterlichen Wahrheit meines Grundsatzes beiseite. Und ich frage stattdessen: warum bedeutet mir dieser Grundsatz eigentlich so viel? Warum bedeutet er mir so viel, dass ich ihn für unverhandelbar, für universell gültig halte? Ich gebe damit den Wahrheitsanspruch meines Grundsatzes nicht auf. Um beim Beispiel zu bleiben: Die Gleichheit von Mann und Frau gilt. Aber warum bedeutet mir das so viel? Welche Gründe gibt es dafür, dass mir das so viel bedeutet? Welche Folgen hat es für mein Leben und mein Denken, dass mir dieser Grundsatz so viel bedeutet?

Der zweite Schritt wäre der Blick auf die anderen, für die das gelten soll. Was bringen die eigentlich mit? Die anderen Menschen, die anderen Völker sind ja nicht einfach nur die Nichtchristen oder die Verächter des Gleichheitsgrundsatzes. Welche Grundsätze haben sie denn ihrerseits, die sie für richtig halten? Welche eigene Religion, im buchstäblichen und im übertragenen Sinne? Und um nicht in die Falle des Streits um Wahrheiten zu tappen, frage ich vermutlich am besten gleich hinterher: was bedeuten ihnen ihre Grundsätze? Welche stützenden, stabilisierenden, orientierenden Funktionen haben ihre Grundsätze? Was bewegt sie, was motiviert sie?

Und der dritte Schritt wäre die differenzierte Suche nach Verbindendem. Noch einmal stelle ich die Wahrheitsfrage vorläufig zurück und frage nach

Verbindendem in der Bedeutung, die die anderen und die ich den Grundsätzen beimessen. Vielleicht ist es manchmal gut, sich nicht gleich in die Inhalte zu verrennen, die schnell so umstritten sind und in denen Gemeinsames so schwer zu finden ist. Gibt es aber vielleicht Gemeinsames in den Motiven und in dem Engagement, das die anderen für ihre Grundsätze haben und das ich für meine Grundsätze habe? Haben wir vielleicht sogar ähnliche Motive, Absichten, Gründe, auch wenn die Grundsätze, die wir daraus ableiten, unterschiedlich sind?

Liebe Gemeinde, diese drei Schritte sind es vielleicht für den Anfang einmal, die uns anleiten können, den eigenen Grundsätzen treu zu bleiben, auch dem Universalitätsanspruch der eigenen Grundsätze, aber trotzdem nicht in die Falle des überheblichen Besserwissens zu tappen, im unerschütterlichen Gefühl der eigenen Überlegenheit.

Am Ende muss man vielleicht auch den Redaktoren des Matthäusevangeliums sich genau so annähern, indem man fragt, warum der Missionsbefehl, den sie Jesus in den Mund legten, für sie so eine große Bedeutung hatte. Sie waren, zu Recht, beseelt von der Evidenz der Geschichte von Jesus, der zum Christus wurde. Das teilen wir ja mit ihnen. Wir schütteln zwar, mehr oder weniger verstört über manche Folgen dieses Missionsbefehls in der Christentumsgeschichte, die Köpfe. Aber wer von uns könnte sagen, dass er es gleich besser gewusst hätte? Wenn es nur das wäre, das wir mitnehmen aus der Vertiefung in den Missionsbefehl: die Absicht, Überheblichkeit zu vermeiden in unseren Überzeugungen, auch in unseren unverrückbaren Grundsätzen und in unserer säkularen Mission, dann wäre das schon viel. Amen.